

Verleihung
Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
Sonntag, 11. Oktober 2026

Programm

Film

Über den Preisträger

Grußwort

Mike Josef

Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Sebastian Guggolz

Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Musik

Guillaume de Chassy und Laurent Naouri

»Erbarme dich«, Johann Sebastian Bach, Matthäus-Passion

Laudatio

Mirjam Zadoff

Verleihung des Friedenspreises

Sebastian Guggolz und Philippe Sands

Dankesrede

Philippe Sands

Musik

Guillaume de Chassy und Laurent Naouri

»Anthem«, Leonard Cohen

Mike Josef

Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Nur wenige Schritte von hier entfernt, im Plenarsaal unseres Rathauses, dem Römer, begann 1963 der erste Frankfurter Auschwitzprozess.

Dadurch wurden die Verbrechen der Nationalsozialisten erstmals in großem Umfang vor ein deutsches Gericht gebracht.

Treibende Kraft für die Aufnahme des Verfahrens war der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer. Es kamen Opfer zu Wort, die oftmals zum ersten Mal ihre Leidensgeschichte erzählten.

Ähnlich verfährt Philippe Sands, der Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, in diesem Jahr. Er lässt in seinen Werken Individuen zu Wort kommen, Opfer, Täter und Täterinnen, ihre Nachkommen.

Geschichte entsteht aus ihren Geschichten.

Ich möchte heute Fritz Bauer zu Wort kommen lassen: »Wenn die [Auschwitz-] Prozesse einen Sinn haben, so ist es die unumgängliche Erkenntnis, dass Anpassung an einen Unrechtsstaat Unrecht ist. Wenn der Staat kriminell ist, weil er die Menschen- und Freiheitsrechte, die Gewissensfreiheit, das Recht auf eigenen Glauben, auf eigene Nation und Rasse, das Recht auf eigenes Leben systematisch verletzt, ist Mitmachen kriminell.«

Wir sind verantwortlich für unser Tun – und für unser Unterlassen.

Philippe Sands setzt sich für das Internationale Recht und die Stärkung seiner Institutionen ein, weil Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht die innere Angelegenheit souveräner Staaten sind. Wir sind eine Weltgemeinschaft, wir haben Verantwortung füreinander über staatliche Grenzen hinweg.

Für unser Land ist die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und die daraus gezogenen Lehren das wichtigste Erbe der vergangenen 80 Jahre.

Nicht im Sinne eines von den Großeltern geerbten Möbelstücks, und auch nicht im Sinne einer Erinnerungskultur – so wichtig diese ist, und wie logisch es daher ist, dass vor allem sie zur Zielscheibe rechtsextremer Agitation wird. Sondern im Sinne unserer eigenen Identitätsfindung.

*

Unser ökonomisches System ist unter Druck. Unsere Demokratie ist unter Druck. Die Lebenshaltungskosten setzen Menschen unter Druck.

Vor allem auch der zunehmende Antisemitismus, der nichts mit der berechtigten Kritik an der israelischen Regierung zu tun hat. Auseinandersetzungen, angetrieben durch die sozialen Medien, sind härter, anonym, verletzender geworden. Wir werden – das ist das Geschäftsmodell – zum Teil gezielt gegeneinander aufgewiegelt und aufgehetzt, weil der Streit ökonomischen Nutzen verspricht.

All das fordert uns heraus.

Aber es ist keine Entschuldigung dafür, es entlässt keinen Bürger und keine Bürgerin unseres Landes aus seiner und ihrer Eigenverantwortung: Faschismus und Antisemitismus sind niemals eine Lösung, aber immer das Problem!

Wann immer Gruppen von Menschen politisch konstruiert werden, weil sie eine andere Hautfarbe haben, einen anderen Glauben, eine andere sexuelle Orientierung als die sogenannte Mehrheitsgesellschaft: Immer, wenn dies geschieht, sind wir auf einem gefährlichen und am Ende für ganz konkrete Menschen auch lebensgefährlichen Weg.

*

Kein Mensch ist seine Konfession oder seine Herkunft allein, so sehr ihn beides auch geprägt haben mag, sondern jeder Mensch ist zuallererst ein Individuum mit einer eigenen und unverletzlichen Würde.

Kein Mensch ist festgelegt auf seine Herkunft oder auf seine kulturelle Prägung. Eben das ist das Versprechen einer freiheitlichen Demokratie.

Nationalisten und Rassisten wollen Gruppen von Menschen bestimmte Merkmale zuschreiben. Freiheit und Demokratie wollen Menschen die Möglichkeit der Selbstbestimmung eröffnen. Der Rahmen für diese Möglichkeit ist weit gespannt, aber er endet dort, wo die freiheitliche Ordnung selbst – und damit das Selbstbestimmungsrecht des Menschen – abgeschafft werden soll.

Darum will ich den heutigen Tag nutzen, um aus der Paulskirche heraus zu erinnern: Wir können Freiheit und Demokratie erkämpfen, aber wir können

damit auch scheitern. Seit wenigen Tagen steht fest, dass Rechtsextremisten erstmals nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder an der Spitze eines Landesparlaments stehen.

Die AfD ist in weiten Teilen gesichert rechtsextrem. Sie darf niemals in Regierungsverantwortung kommen. Unser Preisträger Philippe Sands sagte in einem Interview vor wenigen Tagen: »Wir lernen aus unserer Geschichte weniger, als wir lernen könnten. [...] Dadurch entsteht ein Raum, in dem wir vergessen können, wozu Menschen fähig sind.«

Handeln wir, bevor es zu spät ist.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Sebastian Guggolz

Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Grußwort

Können Bücher Frieden stiften? Können sie Verbrechen und Kriege verhindern, Probleme und Konflikte lösen, Privilegien und Diskriminierungen ausgleichen oder zumindest abmildern? Können sie Revolutionen auslösen und Diktaturen stürzen?

Können Schreibende mit dem, was sie veröffentlichen, dazu beitragen, dass die Welt eine friedlichere, versöhnlichere, bessere wird? Oder dass wir wenigstens eine Vorstellung von der Möglichkeit einer friedlicheren, versöhnlicheren, besseren Welt gewinnen können?

Auch wenn aktuell der Blick auf die politische und humanitäre Lage in den verschiedenen Regionen der Welt manchmal den Glauben daran nicht gerade bestärkt, ja, der Blick in die digitalen Hallräume und die dortigen Diskurse und Kommentare jeden Restglauben an eine Fortentwicklung unserer Gesellschaften nahezu verloren gehen lässt, so verleihen wir als Börsenverein in dieser Zeit den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels noch entschiedener. Denn er ist umso notwendiger, je düsterer die Aussichten sind. Seine Bedeutung wächst, je unerreichbarer seine Ideale zu werden scheinen.

Und nicht nur der Blick in die Ferne ist trist: Auch hierzulande sind aufgeheizte Debatten an der Tagesordnung, die ohne Gnade schnell unsachlich werden und ins Persönliche abgleiten; verkrustete Oppositionen, die nur noch Freund-Feind-Denken zulassen und alles, was von der eigenen Position abweicht, zu delegitimieren versuchen; verbohrt Meinungen, die verkürzen und vereinfachen und jenseits von tabuisierenden Sprechregeln keine Luft und vor allem kein Nachdenken mehr zulassen.

Die Polarisierung unserer Debatten und unserer gesamten, auch politischen Öffentlichkeit ist derart fortgeschritten, dass wir kaum noch zuhören oder uns die Zeit zur Reflexion nehmen, um den eigenen Standpunkt zu überprüfen; ein Reizwort genügt, eine vermeintliche Unentschiedenheit, und das

Urteil ist gefällt. Auch zu dieser nervösen Zuspitzung bietet der Friedenspreis ein Gegengewicht – polemische Schlagworte und einfache Antworten sind hier nicht zu erwarten. Dafür: Empathie, Nachdenklichkeit, Orientierung, Verständnis und Expertise. Mit diesen Werten lässt sich der Komplexität der Welt begegnen: Es sind die Werte der Literatur, es sind die Werte des Friedenspreises.

*

Philippe Sands strebt als Anwalt am Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag nach einem entschiedenen Ergebnis. Ein juristischer Urteilsspruch bedeutet die Vereindeutigung eines diffusen, multiperspektivischen, oft auch widersprüchlichen Sachverhalts. Das abgewogene Urteil und die abschließende einordnende Bewertung ist genau das Ziel juristischer Arbeit am Gericht. Dabei bleiben viele Ambivalenzen auf der Strecke. Mit der Literatur, dem erzählenden Sachbuch, hat Philippe Sands eine Spielform gefunden, die das gefällte Urteil wieder in die Vielschichtigkeit zurückführt; eine Kunstform, in der ebenso Widersprüchlichkeiten aufgefächert werden können, wie auch Vorgegangenes und Nebenstränge miterzählt, und wie Irrtümern und Missverständnissen nachgegangen werden kann. Die Möglichkeit der erzählerischen Darstellung wirkt wie ein Befreiungsschlag für den Juristen, sie entfesselt seine Erzählfreude, zeigt sein meisterhaftes Gespür für mehrdeutige Situationen und für die Menschen, die, ob Täter oder Opfer, am Unrecht beteiligt sind und mit den Auswirkungen und den Konsequenzen leben müssen.

*

Jede Gemeinschaft bildet einen Raum, in dem Gespräche wie auch Auseinandersetzungen geführt werden, um Verständigung zu ermöglichen. Gemeinschaften können akademische Disziplinen sein, etwa die juristische; sie können durch Nationen und Sprachräume gebildet werden. Es können

Glaubens- oder Schicksalsgemeinschaften, Erfahrungs- oder Zufallsgemeinschaften sein – oder auch ganze Branchen: Gemeinschaften in der Buchbranche, vor allem der Leserinnen und Leser. Es liegt eine gewisse Verschworenheit darin, wenn man einander etwa als Philippe-Sands-Lesende erkennt. Man teilt bestimmte Erfahrungen (nämlich Bücher von Philippe Sands gelesen zu haben), man teilt auch bestimmtes Wissen (über die Fakten, Geschichten und Menschen, von denen er erzählt), und man teilt einen nach der Lektüre geschärften Blick auf die Welt.

Wir Philippe-Sands-Leserinnen und -Leser erkennen uns, wenn wir die Namen Hersch Lauterpacht und Raphael Lemkin hören. Wir wissen, dass diese Protagonisten aus *Rückkehr nach Lemberg* die Erfinder der Begriffe ›Verbrechen gegen die Menschlichkeit‹ und ›Genozid‹ sind.

Wenn wir die Bezeichnung *Rattenlinie* hören, haben wir Otto Wächter aus Sands' gleichnamigem Buch im Kopf und auch Sands' Reisen mit dessen Sohn Horst Wächter auf der Suche nach der Wahrheit.

Wir werden die Verflechtungen zwischen Chile, Pinochet und dem Erbe des Nationalsozialismus nicht mehr auseinanderdividiert bekommen, nachdem wir *Die Verschwundenen von Londres 38* gelesen haben.

Und Liseby Elysés berührender Kampf um die Rückkehr in ihre Heimat, eine Insel des Chagos-Archipels, wird in unser Gedächtnis eingebrannt sein, wenn wir *Die letzte Kolonie* gelesen haben.

*

»Als eine der wichtigsten intellektuellen Stimmen unserer Zeit setzt sich der französisch-britische Jurist und Schriftsteller für Gerechtigkeit, Frieden und die beharrliche Verteidigung des Völkerrechts ein«,

lautet der erste Satz der Begründung des Stiftungsrats für den diesjährigen Preisträger. »Der Nachkomme von Holocaustüberlebenden«, geht es weiter, »zeigt entlang der eigenen Familiengeschichte, wie dieses Recht entstanden ist und welche Erfahrungen hinter den Tatbeständen ›Genozid‹ und ›Verbrechen gegen die Menschlichkeit‹ stehen.«

»In seinem literarischen Werk, das mit erzählerischer Brillanz ebenso überzeugt wie mit historischer Tiefe«, so die Preisbegründung im Folgenden, »blickt Philippe Sands sowohl auf die Motive der Täter als auch auf das Leid und die Leben der Opfer. Durch seine abgewogene und immer empathische Darstellung erhalten sie eine Stimme und erfahren Respekt. Die universellen Rechte jedes einzelnen Menschen stehen im Mittelpunkt seiner juristischen Tätigkeit, in der er die Opfer von Kriegsverbrechen und Rassismus, Folter und kolonialem Unrecht verteidigt. Das Bestreben, ›Ökozid‹ als Straftatbestand beim Internationalen Gerichtshof zu verankern, um die Zerstörung von Ökosystemen unter Strafe stellen zu können, geht ebenfalls auf seine Initiative zurück.«

»Philippe Sands«, lautet der abschließende Absatz der Begründung des Stiftungsrats, dem ich als Vorsteher des Börsenvereins vorsitze, »Philippe Sands ist weit mehr als ein Chronist völkerrechtlicher Missstände und Verbrechen: Er ist engagierter Autor und Humanist, der trotz wachsender Widerstände unermüdlich für Menschenrechte eintritt und um Gerechtigkeit und Verständigung ringt.«

Möge dieser Friedenspreis, lieber Philippe Sands, eine Ermutigung sein, dass Sie sich vom unermüdlichen Ringen und dem unerschütterlichen Engagement für eine größere moralische und juristische Idee nicht abbringen lassen, sondern sich im Gegenteil darin unterstützt und bestätigt sehen. Dann hat dieser Friedenspreis seinen Sinn erfüllt.

Mirjam Zadoff

»In der Sprache des Weltgerichts«

Laudatio

Wir alle sind gekommen, um unserer Freude Ausdruck zu verleihen über den diesjährigen Friedenspreisträger. Es liegt an mir, diese Freude in Worte zu fassen, und nichts täte ich lieber. Mit Philippe Sands ehren wir einen Juristen, der das Internationale Recht mit Haltung und Klarheit vertritt in einer Zeit, in der Sinn und Legitimation des Völkerrechts immer häufiger in Frage gestellt werden. Wir ehren einen Geschichtenerzähler, dessen Bücher hohen literarischen Anspruch mit historischer Präzision verbinden. Und wir ehren einen Weltenwanderer, dessen Neugier, Offenheit und Heiterkeit ihn nicht nur in weit entfernte Gegenden unserer Zeit führen, sondern auch in vergangene Landschaften.

Philippe Sands' Bücher haben ihre Wurzeln in Archiven und Gerichtssälen. Sie kommen zur Blüte im Gespräch und im Austausch mit Menschen. Und sie sind geschrieben zum Rhythmus der Musik, zu Leonard Cohen oder zu Bachs Matthäus-Passion, deren Interpretation wir gerade gehört haben. Der Blick dieses Autors scheut nicht die Abgründe unserer menschlichen Existenz, den grenzenlosen Schmerz, die unvorstellbare Grausamkeit. Aber es sind nicht Düsternis, Bitterkeit oder Zynismus, die ihn bewegen, sondern eine fast rastlose Suche nach der, wie er es nennt, »verlorene(n) Fähigkeit zu hoffen.«¹ Es ist die Liebe zur Musik, die Liebe zur Welt und die Liebe zu den Menschen, die aus Philippe Sands' Werk spricht.

»Erbarme dich, mein Gott«, so lauten die Worte der *Matthäus-Passion*, mit denen der Apostel Petrus seine Reue ausdrückt. Dreimal hat er seinen Lehrer und Meister verleugnet, und nun bittet er um Vergebung für seine menschliche Schwäche. Reue ist ein Wort, das wir nur mehr selten in den Mund nehmen, es nur mehr selten hören in der Welt der neuen Härte. Reue ist in dieser Welt gleichbedeutend mit Schwäche. Wer stark sein will, zeigt weder Reue noch gesteht er einen Fehler ein. Wer stark sein will, benennt kein Unrecht und empfindet keine

Empathie mit den Betroffenen beider Seiten eines Konfliktes.

Vor eineinhalb Jahrhunderten erschien ein Roman über die Reue, in zwölf Fortsetzungen, ein ganzes Jahr lang, in der Moskauer Zeitschrift *Russki Westnik*. Der Protagonist, ehemaliger Student der Rechtswissenschaften, kommt beinahe davon mit dem Mord an einer gierigen Pfandleiherin und ihrer unschuldigen, behinderten Schwester. Doch Dostojewski unterbricht Rodion Raskolnikows irrsinnigen Wahn, in dem er über wertvolles und unwertes Leben richten will. Er lässt ihn stolpern und fallen über die Hürde des eigenen Gewissens. Wenn *Verbrechen und Strafe* heute auf Bühnen inszeniert wird, bedarf es keiner Aktualisierung. So ungebrochen gegenwärtig ist das Nachdenken über Gewalt und Gerechtigkeit. Und unsere Orientierungslosigkeit darüber, sie bleibt gewiss.

Welche Sprache, welche Abfolge von Worten braucht es, um eine grausame Tat zu beschreiben? Eine Tat, die ein Leben nimmt, eines, zwei oder hunderttausende? Eine Tat, auf die keine Reue folgt und keine Gerechtigkeit und keine Trauer? Philippe Sands lässt uns in seinem Werk Anteil haben an dem Ringen um universelle Gerechtigkeit und radikalen Humanismus. Wir werden zu Beobachter*innen seines forensischen Spürsinns, seiner abwägenden Argumentation und der zukunftsfähigen Kraft seines Schreibens.

Wir folgen ihm in den Gerichtssaal, wo er in Talar und Perücke serbische Kriegsverbrechen verhandelt und die Immunität des ehemaligen Diktators Augusto Pinochet aufhebt; wo er die Rückgabe des Chagos-Archipels an Mauritius erwirkt und damit ein Ende der kolonialen Ausbeutung und Besatzung des südlichen Archipels durch Großbritannien; wo Verbrechen an der muslimischen Minderheit der Rohingya verhandelt werden oder die strafrechtliche Aufarbeitung des russischen Angriffskriegs; und wo die Palästinensische Autonomiebehörde die

Rechtmäßigkeit der israelischen Besatzung des Westjordanlands und Ostjerusalems in Frage stellt.

Das Weltgericht und das Völkerrecht – davon ist er überzeugt – haben die Kraft, auch jahrzehntealte Konflikte zu befrieden. Aber weil er weiß, dass Gerechtigkeit auch und gerade außerhalb des Gerichtssaales verhandelt werden muss, schreibt und unterrichtet Philippe Sands, macht Filme und musikalische Performances, spricht stunden- und tagelang mit den Söhnen berühmter Nazis, bereist mit ihnen die Orte der Verbrechen ihrer Väter und durchquert Chile oder die Alpen auf den Spuren flüchtiger deutscher Massenmörder, die allesamt reue- und straflos verstorben sind.

In Erzählungen verwoben schmuggelt er diese manchmal kaum auszuhaltenden Geschichten hinein in unsere geschützten und komfortablen Leben. So nahe zieht er uns heran an die Mörder, dass wir uns, einem Impuls folgend, abwenden wollen. Aber nein, scheint er uns zu sagen, die dunklen Zeiten, von denen ihr gern sprecht, sind nicht dunkel – ihr müsst nur genau hinschauen und euch die Zeit nehmen. Und dann lässt er scharf konturierte Bilder vor unserem lesenden Auge entstehen.

Da taucht etwa das Porträt eines jungen Wiener Juristen auf – einer, der hoch hinauswill. Er bringt es zum Gouverneur von Krakau, organisiert die Ermordung der galizischen Jüdinnen und Juden, eine halbe Million ungefähr. Zwei Dekaden zuvor waren diese Menschen österreichische Staatsbürger*innen gewesen, genau wie er selbst, Otto Wächter, Österreicher ist. An seiner Seite Charlotte, seine ehrgeizige und sportbegeisterte Frau, die sich aus den Museen Krakaus alles holt, was sie für die Familienvilla brauchen kann: Bilder, Teppiche, Skulpturen.

Während die jüdische Bevölkerung Krakaus in die Vernichtungslager deportiert wird, unternimmt Otto eine Kanu-Tour, »... ein paar Tage Camping, Angeln und einfaches Essen (meist Kartoffeln und Mais, immer Tee)«, so schreibt er von dort. Bei seiner Rückkehr muss er ärgerlich feststellen, dass die Arbeit am Garten der Villa ins Stocken geraten ist. Arbeitskräfte fehlen, die Juden werden »ausgesiedelt«, und dann ist auch noch das »Mehl für den Tennisplatz ... schwer zu kriegen.«²

Keiner schreibt so über Nazis wie Philippe Sands, in beklemmender Nähe zu den Mördern, die doch ganz normale Menschen sind. Und die, als der Krieg vorbei ist, zuhause davonkommen, über die »Rattenlinie« in den Vatikan und mit etwas Glück weiter nach Südamerika, um dort ihre Expertise für Gewalt aufs Neue einzusetzen. Der Klang der Stimme und der deutsche Akzent verriet Walther Rauff, dem Philippe Sands posthum nachweisen konnte, dass er als Folterknecht für Augusto Pinochet gearbeitet hatte. Rauff, der flüchtige SS-Offizier, der die Entwicklung der Gaswagen vorangetrieben und damit den Tod von 150.000 Jüd*innen, Rom*nja und Sinti*zze in den Wäldern von Chelmo verantwortlich hatte.

*

Aber kehren wir für einen Moment zurück nach Lemberg, dorthin wo alles begann: Wir treffen Philippe Sands frühmorgens an einem offenen Fenster des Café Svit Kavy. Den Tisch vor ihm bedecken historische und aktuelle Stadtkarten, über die er sich beugt, daneben ein Stück Pflaumenstrudel mit Schlag und eine Tasse heißen Kaffees. Die Stadt der Löwen, Lemberg, Lwow, Leopoldstadt auf Yiddish, Lwiv auf Ukrainisch, ehemals Hauptstadt des österreichischen Kronlandes Galizien und Lodomerien, ist heute im Westen der Ukraine gelegen und seit bald fünf Jahren im Kriegszustand. Immer wieder zieht es ihn dorthin, seit seinem ersten Besuch vor sechzehn Jahren.

Damals trug er ein kleines Buch bei sich, *Mój Lwów*, (Mein Lemberg), ein melancholischer Erinnerungse ssay des polnisch-jüdischen Schriftstellers Józef Wittlin, geschrieben 1946 im New Yorker Exil. Seine Heimatstadt, schreibt Wittlin, liege zugleich am Schwarzen Meer wie an der Baltischen See, und sei so »vielfältig, bunt, so schillernd wie ein orientalischer Teppich.« Diese habsburgische Mannigfaltigkeit liegt bereits hundert Jahre zurück, als Philippe Sands hier ankommt, um auf Einladung der Lemberger Universität über das Völkerrecht zu sprechen.

In Lemberg entdeckt er die Geschichte seiner eigenen Familie, seines Großvaters Leon Buchholz. Niemals hatte dieser über seine Herkunft gesprochen oder den Umzug nach Wien, von wo man ihn 1938 als Staatenlosen des Landes verwies. Diese

Ausweisung machte aus Leon Buchholz einen stolzen Franzosen und rettete ihm sein Leben.

In Lemberg entdeckt Philippe Sands auch die Spuren zweier weiterer Söhne der Stadt. Hersch Lauterpacht und Raphael Lemkin waren Studenten der dortigen juristischen Fakultät gewesen, und sie sollten auf unterschiedliche Weise die internationale Gerichtsbarkeit prägen: Lauterpacht, indem er den Tatbestand Verbrechen gegen die Menschlichkeit zum Schutz individueller Menschenrechte ohne Gruppen- oder Nationszugehörigkeit beschrieb; Lemkin, der den politisch ungleich komplexeren und umstrittenen Tatbestand des Genozides prägte, des intendierten Völkermordes. Beide waren, wie Leon Buchholz, die einzigen Überlebenden ihrer Familien.

Aus dieser und vieler weiterer Reisen in die Ukraine entstand *East West Street*, auf Deutsch *Rückkehr nach Lemberg*, ein Buch, dessen weltweiter Erfolg nicht nur in der Brillanz des Erzählens liegt. Wie in den folgenden Büchern ist es immer wieder diese fast unheimliche Nähe, in die der Autor das Weltgeschehen mit der persönlichen Erfahrung rückt. Wieder und wieder versagt er es uns, schützende Mauern der Distanz zu errichten: etwa, wenn er den Weg beschreibt, den die jüdische Bevölkerung Lembergs – auch Mitglieder seiner Familie – nahm, nach Belzec zur Vergasung. Dabei passierten sie die ehemaligen Studentenwohnung Raphael Lemkins. »Zehntausende persönliche Völkermorde, von denen jeder am Haus des Mannes vorbeiführte, der das Wort erfunden hatte, auch wenn sie davon nichts gewusst haben«, schreibt Sands.

Ein andermal erzählt er uns die Geschichte eines Zettels: dünnes gelbes Papier, einmal gefaltet, darauf ein paar gekritzelte Worte: »Miss E. M. Tilney, Norwich, Angleterre«. Zwei Jahre lang sucht Philippe Sands nach Hinweisen, bis er versteht, dass es dieser Zettel ist, der seiner Mutter das Leben gerettet hat. Im Sommer des Jahres 1939 am Wiener Westbahnhof hatte Elsie Tilney, eine britische Missionarin, die einjährige Ruth aus den Armen ihrer Mutter Rita Buchholz genommen. Auf einer gefährlichen Reise brachte sie die Kleine über die Grenze nach Paris und übergab sie sicher in die Hände des Vaters. Es gleicht einem Wunder, dass das Kind überlebte, und auch Rita zwei Jahre später die Flucht aus Wien gelang.

Manchmal sind Philippe Sands' Bücher so spannend wie die Thriller seines langjährigen Londoner Nachbarn John Le Carré. Und doch bleibt er beim Schreiben immer der Anwalt. In großer Ruhe präsentiert er eine überwältigende Beweislage, zusammengetragen in Jahren des Suchens, Aufspürens und Recherchierens. Niemals kommt er auch nur für einen Moment lang in die Versuchung, Richter sein zu wollen. Und das, genau das unterscheidet ihn von einem Romanautor, der doch immer Richter sei, sagte ihm Bernhard Schlink einmal.

Keine Achse des Guten oder Bösen teilt die Welt des Juristen und Autors Philippe Sands entzwei. Mit seinem Buch *Lawless World* kritisierte er bereits 2005 die USA und Großbritannien, indem er die Legalität des Irakkriegs anzweifelte. Einige Jahre später folgte ein Buch über die Verantwortung der amerikanischen Justiz für den Folterskandal von Guantánamo Bay und Abu Ghraib im Irak. Die obersten Juristen hätten das strenge Armeeprotokoll für Verhöre aufgegeben – und damit zentrale amerikanische Werte, so stellte er fest. Stattdessen hatten sie sich inspirieren lassen von *24*, einer nach dem 11. September 2001 ausgestrahlte Fernsehshow, die Folter und antimuslimischen Rassismus normalisierte. »Ausgerechnet der Mensch ist unmenschlich«, schrieb Thomas Bernhard. Tja, wer, wenn nicht der Mensch?

*

Im aktuellen Spiegelkabinett der Desinformation verlieren wir Vertrauen und Urteilsfähigkeit. Die Lektionen des 20. Jahrhunderts verblassen, und der Jurist in Philippe Sands sorgt sich vor einem neuen Zeitalter der Straffreiheit für politische Führer. Das Völkerrecht, so wird er nicht müde zu betonen, steckt noch in seinen Anfängen. Aber als Schnittpunkt von Geschichte, Moral und Politik verkörpert es für ihn die Hoffnung, eine gemeinsame Sprache für die ganze Welt zu finden. Eine gemeinsame Sprache, aus der Erzählungen der Heilung, des Friedens und der Versöhnung entwachsen könnten. Und da ist sie wieder, die »verlorene Fähigkeit zu hoffen«.

Die französische Schriftstellerin Agnès Desarthe beschrieb ihren guten Freund Philippe Sands einmal als einen, der am Ende eines jeden Tages den Wunsch hat zu sagen: Es war ein guter Tag. Immer wieder aufs Neue schafft er es, Leidenschaften zu

mobilisieren. Seit einigen Jahren ist er Teil einer Bewegung, die ›Ökozid‹ als Tatbestand formulieren will. Gerade schreibt er an einem Buch, das dringender nicht sein könnte. Wenn an einem Tag im Herbst das ikonische Schweizer Matterhorn schneefrei ist und im fernen Nepal Millionen Jahre altes, leuchtend-blaues Gletschereis davonschmilzt, dann brauchen wir sein kluges, differenziertes Nachdenken über den Schmerz des Planeten und das grenzenlose Unrecht seiner Zerstörung.

Mit diesem neuen Buch macht der Autor es sich zur Aufgabe, jungen Menschen zu antworten, darunter seine eigenen Kinder. Er wäre nicht er selbst, wenn er damit nicht auch die Geschichte seines persönlichen Erwachens erzählte, des Aufgebens der eigenen Ignoranz und Blindheit. Dabei schiebt er keine Erschöpfung über den Zustand der Welt vor, im Gegenteil wird er nicht müde, in all die Regionen der Welt zu gehen, um die sich jetzt gekümmert werden muss. Solange wir da sind, scheint er uns zu sagen, solange wir es wollen, haben wir es in der Hand.

Ich bin Philippe Sands unendlich dankbar: für seinen zeitgleich empfundenen Schmerz um die Vergan-

genheit und die Zukunft, für seine Sorge um uns alle und die Welt, und für sein Beharren darauf, dass wir einen Weg finden werden.

Wenn der Börsenverein des Deutschen Buchhandels heute an diesem wichtigsten Erinnerungsort der deutschen Demokratie, dieser so starken und manchmal so unendlich schwachen Demokratie, wenn hier ein Autor und Nachkomme einer großen jüdischen Lemberger Familie ausgezeichnet wird und zugleich einer der wichtigsten Völkerrechtsexperten unserer Zeit, dann ist das nicht weniger als ein Anlass zur Hoffnung. Und am Ende dieses Tages werden wir sagen: Es war ein guter Tag.

¹»City of Lions: Portrait of a City in Two Acts: Lviv, Then and Now« von Philippe Sands und Józef Wittlins, ins Englische übersetzt von Antonia Lloyd-Jones, Pushkin Press, London 2023, S. 105.

²»Die Rattenlinie – ein Nazi auf der Flucht. Lügen, Liebe und die Suche nach der Wahrheit« Ins Deutsche übersetzt von Thomas Bertram. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2020, S. 142.

Urkunde

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
verleiht der Börsenverein im Jahr 2026 an

Philippe Sands

Als eine der wichtigsten intellektuellen Stimmen unserer Zeit setzt sich der französisch-britische Jurist und Schriftsteller für Gerechtigkeit, Frieden und die beharrliche Verteidigung des Völkerrechts ein. Der Nachkomme von Holocaustüberlebenden zeigt entlang der eigenen Familiengeschichte, wie dieses Recht entstanden ist und welche Erfahrungen hinter den Tatbeständen »Genozid« und »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« stehen.

In seinem literarischen Werk, das mit erzählerischer Brillanz ebenso überzeugt wie mit historischer Tiefe, blickt Philippe Sands sowohl auf die Motive der Täter als auch auf das Leid und die Leben der Opfer. Durch seine abgewogene und immer empathische Darstellung erhalten sie eine Stimme und erfahren Respekt. Die universellen Rechte jedes einzelnen Menschen stehen im Mittelpunkt seiner juristischen Tätigkeit, in der er die Opfer von Kriegsverbrechen und Rassismus, Folter und kolonialem Unrecht verteidigt. Das Bestreben, »Ökozid« als Straftatbestand beim Internationalen Gerichtshof zu verankern, um die Zerstörung von Ökosystemen unter Strafe stellen zu können, geht ebenfalls auf seine Initiative zurück.

Philippe Sands ist weit mehr als ein Chronist völkerrechtlicher Missstände und Verbrechen: Er ist engagierter Autor und Humanist, der trotz wachsender Widerstände unermüdlich für Menschenrechte eintritt und um Gerechtigkeit und Verständigung ringt.

Börsenverein des Deutschen Buchhandels

Der Vorsteher

Frankfurt am Main in der Paulskirche
am 11. Oktober 2026

Philippe Sands

»Albatros des Schweigens«

Dankesrede

Es ist eine Ehre, an diesem Morgen bei Ihnen zu sein. Die Auszeichnung mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ist außerordentlich. Sie ist außerordentlich, weil meine Leserinnen und Leser bis vor Kurzem aus den engen Grenzen der Welt des Rechts kamen, und weil Frankfurt für unsere Familie von Bedeutung ist. André Schiffrin war ein angesehener Verleger. Er kam jedes Jahr zur Buchmesse, und drei seiner Autor*innen – Gunnar und Alva Myrdal und George F. Kennan – wurden mit diesem Preis geehrt. Seine Tochter Natalia ist meine Frau, meine erste Leserin und meine schärfste und ausdauerndste Kritikerin. Und die Auszeichnung ist außerordentlich, weil das Thema Frieden im Zentrum jener Themen steht, die meine Arbeit durchdringen und auf die ich an diesem Vormittag zu sprechen komme: die Last und die Gefahren des Schweigens; die Auseinandersetzung mit Missständen; die Rechte von Individuen und Gruppen; und die Unentbehrlichkeit des Rechtsstaatsprinzips.

Diese Themen formieren sich um die – 1945 revolutionäre und nach wie vor umstrittene – Idee, dass staatliche Macht begrenzt wird durch die Rechte von Individuen und Gruppen gemäß nationalen und internationalen Gesetzen. Diese Idee geht über Rechtswissenschaft und Literatur hinaus und betrifft jeden von uns. Was mich angeht, so tauchten solche Themen erst später in meinem Leben auf. Meine Kindheit war glücklich, ich wurde geliebt und hatte alles, was ein Kind sich wünschen konnte. Doch ich wuchs auf in einer Welt des Schweigens – des Schweigens über Dinge, von denen mein Bruder und ich nur eine vage Vorstellung hatten. Es war ein Schweigen der Familie – ein Schweigen über die Vergangenheit. Erst später erfuhr ich die Einzelheiten. Die Auswirkung fassten die Psychoanalytiker Mária Török und Nicolas Abraham in Worte, die mein Buch *Rückkehr nach Lemberg* einleiten:

»Nicht die Gestorbenen sind es, die uns heimsuchen, sondern die Lücken, die aufgrund von Geheimnissen anderer in uns zurückgeblieben sind.«

Die Geheimnisse unserer anderen waren mörderische Ereignisse, an die ich Sie nicht erinnern muss. Unser Schweigen war ein deutsches Schweigen, geboren aus Schrecknissen, die meinen Großeltern und meiner Mutter widerfuhren. Die Konsequenz war: nichts Deutsches im Haus. Weder Spülmaschine noch Musik, kein Auto, keine Bücher, nichts. Nun ja, nicht ganz nichts: Irgendwie kamen deutsche – also österreichische – Nahrungsmittel durch die Hintertür herein. Ich habe noch heute eine Schwäche für Schnitzel und Strudel.

Im Lauf der Jahre änderten sich die Dinge für mich. Auf der Universität lernte ich einen deutschen Dozenten kennen – eigentlich ein Österreicher –, ein lebenswürdiger Mensch, kein Monster, wir wurden Freunde. Als Lehrbeauftragter waren unter meinen Studentinnen und Studenten eindrucksvolle junge Deutsche. Und sie hatten nichts Monströses an sich. Wir sprachen über die Vergangenheit, auf gute, offene Weise. Mehrere meiner lieben deutschen Freund*innen sitzen heute hier im Publikum. Eine Filmemacherin. Ein Museumsdirektor. Ein im Osten geborener Rechtsanwalt. Und der Sohn eines Rechtsanwalts, der in Nürnberg für die Ermordung von vier Millionen Menschen, darunter achtzig Mitglieder meiner Familie, verurteilt und gehängt wurde. Niklas Frank hat das Schweigen gebrochen und sich mit den Verbrechen seines Vaters, seiner Familiengeschichte, der Geschichte seines Landes beschäftigt. Er ist mein Freund. Seine Anwesenheit heute sagt mehr, als irgendwelche Worte es vermöchten.

In meiner Arbeit als Wissenschaftler und Prozessanwalt – wir tragen die Perücken – zählen Unabhängigkeit und Integrität und die angemessene Beurteilung von Fakten, wohin auch immer sie führen mögen. Ein Prozessanwalt kann schwerlich im Stammesdenken verharren: Man agiert für einige, die man mag oder nicht, deren Werte man teilt oder verabscheut. Und man wird nicht kritisiert, weil man gegen sein eigenes Land oder irgendeine Gruppe, der man möglicherweise angehört, handelt.

Wissenschaftler und Prozessanwalt zu sein heißt jedoch nicht, keine Gesinnung zu haben. Die habe ich, und ich werde auf sie zurückkommen.

Eines führte zum anderen. Ein unabhängiger Geist ließ zu, dass Dinge, die deutsch waren, Teil meines Lebens wurden. Eine Spülmaschine hier, ein Auto dort, ein Fußballer – welcher neunjährige Londoner könnte Gerd Müllers Siegtor gegen England bei der Weltmeisterschaft 1970 vergessen? –, dann Musik, deutsche expressionistische Kunst und Bücher. Einige Werke haben mich stark beeinflusst, etwa Sebastian Haffners *Geschichte eines Deutschen* – ich schrieb kürzlich das Vorwort für eine englische Neuauflage. Als Richter in der Ausbildung am Berliner Kammergericht erlebte Haffner 1933 das Versagen der Leitplanken seines Landes, ein unmittelbares Ende von verfassungsmäßiger Regierung und Legalität und eine Gruppe von Referendaren, zugrunde gerichtet von nationalistischen und persönlichen Ambitionen, Korruption und einem Personenkult. Ebenso wie das preußische Rechtssystem kapitulierten auch die Rechte von Individuen und Gruppen. Die Tradition der Rechtsstaatlichkeit »verschwand über Nacht«. Klingt das vertraut? Ich bekunde meinen Respekt für die Anwälte und Richter in den Vereinigten Staaten und anderswo, die angesichts der Angriffe standhaft bleiben. Haffner erinnert uns daran, wozu wir fähig sind und wie leicht es sein kann. Es gibt keine bessere Schilderung. Kapitel 30 der *Geschichte eines Deutschen* sollte Pflichtlektüre an allen Schulen werden.

Die Jahre vergingen. Ich schrieb wissenschaftliche Wälzer und vertrat Fälle vor internationalen Gerichten, zu Umwelt, Grenzen, Kriegen, Völkerstraftaten.

Dann kam eine Einladung aus Lwiw, einen Vortrag über meine Rechtssachen zu Völkerstraftaten zu halten. Lwiw war Lemberg in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, wo 1904 Leon Buchholz geboren wurde. 1914, als die Russen einmarschierten, floh er nach Wien. 1938 wurde er seiner Staatsbürgerschaft beraubt und ausgewiesen. Er wurde mein französischer Großvater in Paris. Nach Lwiw ging ich weniger, um einen Vortrag zu halten, als vielmehr, um sein Geburtshaus zu finden. Hier ging es um Erinnerung und Identität, darum, zu erfahren, wer er war, und zu erfahren, wer ich bin. Als Vorbereitung übergab mir meine Mutter zwei Aktenmappen, voll mit

den quälenden Geheimnissen anderer. Ich war fünfzig. Ich hatte noch nie die Geburtsurkunden, die Pässe mit eingepprägtem Hakenkreuz, die Deportationsbefehle und anderen Dokumente gesehen, welche die Lücken unserer Familiengeschichte füllten.

Ich fand Leons Haus. Ich hielt einen Vortrag über die Ursprünge von Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Völkermord – die Früchte des Nationalsozialismus, könnte man sagen. Es stellte sich, beinahe unglaublich, heraus, dass die Ursprünge dieser Konzepte in Lwiw lagen und bei zwei Männern, die dort studierten. Trotz der Schrecknisse, die folgten, verzogen sich Hersch Lauterpacht und Raphael Lemkin nicht in eine Ecke und weinten. Sie produzierten Ideen und Bücher – Lauterpacht über Verbrechen gegen die Menschlichkeit und das Individuum, Lemkin über Genozid und die Gruppe. In Nürnberg wurde aus ihren Ideen Völkerrecht, wie ich es in *Rückkehr nach Lemberg* nacherzählt habe. Letzten Monat war ich wieder in Lwiw, als der Bürgermeister eine Gedenktafel an dem Gebäude enthüllte, wo die beiden Männer zuerst Strafrecht studiert hatten. Heute sind es die Menschen der Ukraine, welche die Nürnberger Prinzipien verteidigen. Sie brauchen unsere Unterstützung und unsere Solidarität, und sie sollten sie bekommen. Ihr Kampf ist unser Kampf.

Lwiw gab mir die Stimme eines Autors, eine, die das Individuum und die Gruppe, Fragen von Identität, Erinnerung und Schweigen tangiert. Das ist hier alles nicht neu. Laurent Naouri sang das »Erbarme dich« aus der *Matthäus-Passion*. Die Arie ist eine Bitte um Gnade. Sie folgt auf Petrus' Verleugnung der Wahrheit – »Ich kenne den Menschen nicht« – und seinen moralischen Zusammenbruch beim Anblick dessen, was er getan hat – »[Er] weinete bitterlich«. In *Rückkehr nach Lemberg* verbindet die *Passion* zwei Personen. In Cambridge, England, quälte sich Hersch Lauterpacht, als er das Schlussplädoyer für Nürnberg schrieb. »Ich werde getröstet durch die »ergreifenden Klänge« der Matthäus-Passion«, erzählte er seinem Sohn Eli, der später mein Lehrer wurde. Zur selben Zeit, in einer Nürnberger Zelle, erzählte Frank einem Besucher, was ihm helfe, die Gerichtsverhandlung durchzustehen, sei, »mir vorzustellen, ich höre die Matthäus-Passion«. Wie seltsam: Ein Angeklagter und sein Ankläger, an gegenüberliegenden Seiten des Gerichtssaals, finden beide

Trost in einem gemeinsamen musikalischen Raum. Lauterpacht verstand Bachs Werk, Frank tat es nicht. Es drückt eine pietistische Grundhaltung aus, welche die Rolle des zelebrierenden Priesters und der Gruppe herunterspielt und den Vorrang des Individuums betont. Diese Vorstellung spiegelte unterschiedliche juristische Ansätze von Lauterpacht und Lemkin wider – das Individuum oder die Gruppe? Die Unterscheidung besteht bis heute fort. Sie prägt Konflikte und das Bestreben, dem dieser Preis gewidmet ist. Frieden.

Frieden braucht Gerechtigkeit. Gerechtigkeit braucht Regeln. Regeln brauchen das Recht. Und das Recht und Gesetze gelten universell, nicht selektiv. Genau das meint das Rechtsstaatsprinzip. Doch das Recht agiert nicht im luftleeren Raum. Das habe ich gelernt. Autor*innen und Literatur haben eine Funktion, indem sie uns an Orte bringen, wo Anwälte und Richterinnen nicht auftreten. Wie Haffner anmerkte: Als die Legalität verschwand, verschwand auch die »Welt der Bücher und der Diskussionen«. Dies ist ein Thema meines jüngsten Buches, *Die Verschwundenen von Londres 38*, über die Ära Pinochet. Während dreier Jahrzehnte versäumten es die chilenischen Gerichte, sich mit den Verbrechen zu beschäftigen, also brachen die Autor*innen das Schweigen. Pablo Neruda sagte es voraus, dann erzählten Bruce Chatwin, Pedro Lemebel und Roberto Bolaño.

So ist es heute wieder, weil Nationalismen und Populismen Rassismus, Antisemitismus, Islamophobie und mehr hervorbringen. Grenzen werden verletzt, Zivilist*innen ins Visier genommen, Verbrechen begangen, Kräfte entfesselt, rechtsfreie Räume geschaffen. Auch die Natur wird angegriffen, wie der Klimanotstand dieses Sommers bestätigte. Im April nächsten Jahres werde ich *The Fifth Crime* veröffentlichen, einen Appell, den vier internationalen Verbrechen bzw. Völkerstraftaten, die uns Menschen schützen, ein weiteres hinzuzufügen. Auch diejenigen, welche die Natur zerstören, sollten zur Rechenschaft gezogen und vor ein internationales Gericht gestellt werden. Inspiriert von Autor*innen wie Rachel Carson und Christopher Stone, heißt dieses Verbrechen »Ökozid«.

Und als wären unsere Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen und die Zerstörung der Natur, die uns erhält, nicht genug, beschließen wir, eine neue

Abhängigkeit zu entwickeln: von Technologien und künstlichen Intelligenzen, die uns zu vernichten drohen. Die *Conditio humana*, gefangen zwischen Anstand und Zerstörung – das ist so absurd, das kann man sich nicht ausdenken. Wie soll man es erklären? Lesen Sie den Anfang von Éric Vuillards Roman *Die Tagesordnung* – eine Versammlung von führenden Industriellen macht ihren Frieden mit Herrn Hitler – und sehen Sie sich dann die Ansammlung führender Tech-Mogule bei der Amtseinführung des 47. Präsidenten der Vereinigten Staaten an, die ihren eigenen Frieden machen. Ehrgeiz, Gier, Narzissmus, fragile männliche Egos. Plus ça change, plus c'est la même chose – je mehr sich die Dinge ändern, desto mehr bleiben sie gleich. Round and round we go – wir drehen uns im Kreis. Was ist zu tun?

Jede Gemeinschaft hat ihre Regeln, die internationale Gemeinschaft ist da nicht anders. Es nennt sich Völkerrecht, und es existiert seit Jahrhunderten. Die meisten der Regeln funktionieren gut. Sie sind nicht im Begriff zu verschwinden, auch wenn einige ernsthaft verletzt werden. Jetzt ist die Zeit, für sie einzutreten, nicht zu schweigen; Zeit, den Tatsachen ins Auge zu sehen, unsere Prinzipien hochzuhalten, auf sie zu bauen. Zeit, um zu widerstehen, nicht um zu verzagen, denn für das Rechtsstaatsprinzip braucht man einen langen Atem. Dies ist die Lektion von Lauterpacht und Lemkin. Wenn der Feind uns bei der Kehle packt – wie Spencer Tracy in dem Film *Urteil von Nürnberg* erklärt –, ist es an der Zeit, unsere Prinzipien zu verteidigen. Und zu diesen Prinzipien gehört die Sprache des Rechts.

Vor einigen Jahren vertrat ich einen Abschnitt des Falles, der von Gambia vor den Haager Gerichtshof gebracht worden war, das Myanmar genozidaler Handlungen gegen die Gemeinschaft der Rohingya beschuldigte. Mir gefiel nicht viel von dem, was meine Gegenspielerin, eine Nobelpreisträgerin, an jenem Tag im Gericht sagte, aber eine Zeile war denkwürdig: »Es kann durchaus sein, dass das Völkerrecht unser einziges globales Wertesystem ist«, sagte Aung San Suu Kyi zu den Richtern. Sie hatte recht. Ich bin nicht blauäugig, das Völkerrecht ist nicht perfekt, uneingeschränkt wirksam oder gefeit gegen Äußerungen roher Gewalt. Aber eine Welt ohne Regeln ist unsinnig. Und diese Regeln sind nicht bloß für andere da, für unsere Feinde. Sie sind

universell. Sie sind auch für uns da und unsere Freunde.

Was mich wieder auf Deutschland bringt, das sich wie kein anderes Land mit den Verbrechen seiner Vergangenheit beschäftigt hat und mich zu dem gemacht hat, der ich bin. Doch da hängt eine schwere Last der Verantwortung, wie der Albatros, der um den Hals des alten Seemanns hängt, in Samuel Taylor Coleridges denkwürdigem Gedicht.¹

Die Hamas-Angriffe vom 7. Oktober 2023 waren entsetzlich. Sie erinnerten an die Pogrome, die Raphael Lemkin veranlassten, das Wort ›Genozid‹ zu erfinden. Ich war zutiefst schockiert an jenem Tag, doch ich fürchtete auch das, was folgen würde. Zusammen mit anderen britischen jüdischen Anwälten – darunter ein früherer Präsident des Obersten Gerichtshofs – schrieben wir eine Kolumne für die Financial Times. Wir stellten drei Punkte klar:

1. Die Taten der Hamas auf dem Staatsgebiet Israels waren eine ungeheuerliche Verletzung grundlegender Normen des Völkerrechts.
2. Wie jeder Staat hat Israel das Recht, in Selbstverteidigung zu reagieren.
3. Dieses Recht ist nicht unbegrenzt und muss innerhalb der Grenzen des Völkerrechts ausgeübt werden.

Ich halte an diesen drei Punkten fest und bedauere, dass unsere Befürchtungen sich bewahrheiteten. Völkerstraftaten wurden am 7. Oktober auf dem Territorium Israels und anschließend auf dem Territorium Palästinas, im Gazastreifen und im Westjordanland begangen. Die Bezeichnung, die man diesen Verbrechen geben soll, ist umstritten. Lemkin hätte wahrscheinlich beide als ›Genozid‹ bezeichnet, aber seine Definition legte die Messlatte niedriger als die später in der UN-Völkermordkonvention von 1948 angenommene. Der Internationale Strafgerichtshof hat Führer auf beiden Seiten wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt, aber nicht – zumindest vorerst nicht – wegen Völkermord.

Südafrika hat am Internationalen Gerichtshof, einem anderen Gericht in Den Haag, eine Klage eingereicht. Sie unterstellt einen Völkermord im Gazastreifen. Im nächsten Monat wird dieses Gericht sein Urteil im Fall Gambia vs. Myanmar fällen. Seine Interpretation

und Anwendung der Konvention von 1948 wird erkennen lassen, ob Südafrika Erfolg haben oder scheitern wird.

Wie auch immer die Entscheidungen aussehen werden, die Debatte über Bezeichnungen ist, so fürchte ich, ein nutzloses Ablenkungsmanöver. Es gibt keine Hierarchie unter den verschiedenen Völkerstraftaten. Töten als Kriegsverbrechen oder als Verbrechen gegen die Menschlichkeit ist nicht weniger schwerwiegend als ein Völkermord. Dies sind alles schreckliche Verbrechen. Sie verlangen nach Verantwortlichkeit und müssen angeprangert werden, und diejenigen, die anprangern – ganz gleich, welche Bezeichnung sie verwenden –, sollten nicht zum Schweigen gebracht, ausgeschlossen oder bestraft werden, nur weil sie ihre Rede- und Meinungsfreiheit ausüben. Autorinnen und Journalisten, Sänger und Dichterinnen, Filmemacher und andere müssen ihre Geschichten erzählen können.

Die Tatsache der Verbrechen zum Schweigen zu bringen ist unanständig. Diejenigen zum Schweigen zu bringen, die versuchen, die Verbrechen anzuprangern, ist unanständig. Deutschland hat viele Gräueltaten angeprangert und ist aktiv geworden, von den Jesid*innen bis zu den Uigur*innen, von Syrien bis Iran, von Myanmar bis Sudan. Doch zu Israel, zum Gazastreifen und zum Westjordanland ist das deutsche Schweigen bis heute laut. Zugleich sind die Debattenbeschränkungen beunruhigend. Dies umso mehr nach dem eindeutigen Gutachten des Internationalen Gerichtshofs von 2024 zum palästinensischen Selbstbestimmungsrecht. Großbritannien, Kanada, Frankreich und andere haben seitdem einen palästinensischen Staat anerkannt. In jüngster Zeit haben sie Sanktionen verhängt, der britische Außenminister hat die Handlungsweise in den besetzten Gebieten als ethnische Säuberung bezeichnet.

Deutschland kennt sich aus mit ethnischer Säuberung. Warum dann das Schweigen?

Die Literatur hilft uns zu verstehen, warum es schwierig sein kann, die Wahrheit zu sagen. In *Die Rattenlinie* schrieb ich über den Sohn eines Nazi-Gouverneurs, der die Verwicklung seines Vaters in Massenmord anerkennt, aber unfähig ist, ihn als Verbrecher zu bezeichnen. In scharfem Gegensatz dazu hat die Enkelin des Gouverneurs die Kraft

gefunden, die Tatsachen beim Namen zu nennen. Das ist Mut.

Ich verstehe, dass die Identität eines Sprechers und seine frühere Handlungsweise von Bedeutung sind. Mir ist auch bekannt, dass einige deutsche Führungspersönlichkeiten in ihrer Kritik an den Handlungen Israels allmählich schärfere Töne anschlagen. Das ist richtig, auch wenn es noch sehr zögerlich und verhalten geschieht. Es ist nicht antisemitisch. Es ist nicht ›Anti-Israel‹. Es ist die Wahrheit.

Und eine echte, nicht rassifizierte ›Staatsräson‹ für Deutschland, achtzig Jahre nach Nürnberg, muss doch wohl das Schweigen über Völkerstraftaten brechen, wo auch immer sie geschehen und durch wen auch immer sie begangen werden, auch wenn es Freunde, vor allem, wenn es Freunde sind. Das schließt Verbrechen ein, die vielleicht von einem Staat begangen werden, der gegründet wurde, um Individuen zu schützen, die Handlungen im Namen des deutschen Staates erlitten. Jahrzehnte später sind auch diese ›unbegreiflich‹.

Schweigen – und Schweigen über Verbrechen – ist, was ich anfechte und worüber ich schreibe. Die Bücher sind eine Form von literarischer Verteidigung gegen das Schweigen. Das Schweigen der Familie. Meines und das von anderen auf der Opferseite und auf der Täterseite. Das Schweigen von Gemeinschaften, auch von politischen und religiösen Institutionen. Das Schweigen von Ländern. Wie das von Großbritannien wegen seines kolonialen Erbes, wie in meinem Buch *Die letzte Kolonie* geschildert, über Chagos und Mauritius oder über die Unruhen in Nordirland. Oder Chile oder Ruanda oder Serbien, das kürzlich zuließ, dass ein verurteilter Völkermörder mit militärischen Ehren beigesetzt wurde.

Was ich weiß, ist dies: Schweigen ist nicht der Weg. Nicht für eine Familie. Nicht für eine Gemeinschaft. Nicht für ein Land. Und genau hier kommen Recht und Literatur zusammen, indem sie Geschichten erzählen, Denkanstöße geben, den Mächtigen die Wahrheit sagen, Vorurteilen und Doppelmoral entgegenzutreten, Dinge ausgraben, die manche gern verbergen würden.

Lassen Sie uns also, in diesen schwierigen Zeiten, hier in Deutschland und anderswo, im Angesicht des gähnenden Abgrunds, weder vergessen, woher wir

kamen, noch die Prinzipien, die aufgestellt wurden, um ein Licht auf Schrecknisse und Gräuel zu werfen. Lassen Sie uns Hoffnung schöpfen aus den Lauterpachts, den Lemkins und den Haffners. Lassen Sie uns erkennen, dass Schweigen uns wie ein Albatros um den Hals hängen wird. Lassen Sie uns die Autorinnen, Dichter und Songschreiber anhören, die Dinge beim Namen nennen, selbst wenn es Unannehmlichkeiten bringt: Schriftstellerinnen wie Beata Umubyeyi Mairesse, über den Völkermord in Ruanda; oder Adania Shibli, über ein Verbrechen im Negev; Autorinnen und Autoren wie Eva Menasse und Richard Flanagan, die sich unseren Kämpfen mit der Wahrheit stellen; und Filmemacher wie Luca Guadagnino, Yuval Abraham und Rachel Szor; und alle, welche die Macht von Worten, Bildern und Regeln nutzen, um die Autonomie und die Rechte von Individuen und Gruppen zu schützen.

Und daher ... Lassen Sie uns die Autor*innen und die Jurist*innen schützen, damit sie frei von Gefahr, Übergriffen oder Sanktionen sein können. Lassen Sie nicht zu, dass »wir so werden wie jene, die wir bekämpfen«, wie George F. Kennan einst warnte, und lassen Sie uns die Regeln auf alle anwenden, auf Freunde und Feinde gleichermaßen. Und daher, um einen Refrain meines kanadischen Lieblingsdichters zu zitieren:

Let us run no more, with the lawless crowds, whoever they may be.

Let us hold to account the killers in high places, even as they say their prayers aloud.

Let us ring the bells, that still can ring.

Let us not forget there is a crack, a crack in everything, that's how the light gets in.²

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Bertram

¹ »Den Albatros, den ich erschöß / hat man mir umgehungen.« Samuel Taylor Coleridge, *Der alte Matrose*. Von Ferdinand Freiligrath nach dem Englischen von S. T. Coleridge, München: Verlag Josef Müller, 1925.

² Leonard Cohen, *Anthem* (1992): »Lasst uns nicht mehr rennen, mit den gesetzlosen Massen, wer immer sie sein mögen // Lasst uns die Mörder höheren Orts zur Rechenschaft ziehen, auch wenn sie laut ihre Gebete sprechen // Lasst uns die Glocken läuten, die noch läuten können // Lasst uns nicht vergessen: Es gibt einen Riss, einen Riss in allem, so kommt das Licht herein«

Die Musiker

Laurent Naouri, geboren 1964 in Paris, ist ein französischer Bassbariton, der an der École Centrale de Lyon studierte, sich 1986 der Oper zuwandte und seine musikalische Ausbildung an der Guildhall School of Music and Drama in London fortsetzte. Sein vielseitiges Repertoire reicht von der Barockoper bis zu zeitgenössischen Werken; er trat unter anderem an der Opéra de Paris und der Metropolitan Opera auf.

Guillaume de Chassy ist ein französischer Jazzpianist und Komponist, geboren 1964 in Paris. Er begann mit sechs Jahren Klavier zu spielen und gab 1994 seine Laufbahn als Chemiker auf, um sich ganz der Musik zu widmen, in der er Jazz und klassische Einflüsse verbindet. Gemeinsam mit Philippe Sands, Katja Riemann und Laurent Naouri führt er seit dem Erscheinen des Buches *Rückkehr nach Lemberg* als Bühnenstück auf, in dem Musik immer wieder in die Geschichten hinein- und aus ihnen herausführt.

Ikebana-Skulptur

Dr. phil. Horst Nising und Uwe Jacob, Senior-Professoren der Ikenobo-Ikebana-Academy in Kyoto/Japan, haben zu Ehren des Friedenspreisträgers Philippe Sands eine Ikebana-Skulptur entworfen und gestaltet. Sie greift sein unermüdliches Streben nach Empathie, Dialog und Gerechtigkeit auf: »Schwarz-rote Wolken« stehen für Unterdrückung, Zerstörung und Leid. »Weiße und goldene Wolken« stehen im Gegensatz dazu für Freiheit, Frieden, Hoffnung und Menschlichkeit.

Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.
Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
Martin Schult und Jona Elisa Jeska
Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin
Telefon 030 2800 783-44
Mail: friedenspreis@boev.de
Internet: www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de